



Feierabend



Nacht und Tag.

Stylge von Vera Steinhart.

„Im Grunde genommen“, sagte sie, „bin auch ich Sozialistin.“

Frau K. hat alles, was Geld kaufen kann. Sie hat aber neuerdings Bücken in ihrer Struktur entdeckt und sucht daher unter allen möglichen Vorwänden den Umgang „interessanter“ Menschen, um ihnen womöglich das Geheimnis, durch welches sie zu ihrem geistigen Besitz gekommen sind, abzukaufen. Der kotte Zwicker reißt sich gern an der Seele des geistigen Proleten; es kostet nichts und man kann dabei profitieren. Frau K. hat mich heute zu sich bestellt, angeblich, um mir eine Arbeit zu überreichen. In Wirklichkeit aber, um sich mit mir in ein geistiges Gespräch einzulassen, da sie diesen Morgen wieder zur Schneiderin noch zur Massseur mußte. Da ich ihr auf diesem Wege gar kein Entgegenkommen zeige, überkauft sie mich mit übertriebener Liebenswürdigkeit und geht so weit, sich zum Sozialismus zu bekennen.

„Ja“, sagte sie. „Sie brauchen mich nicht so anzuschauen. Im Grunde genommen bin auch ich Sozialistin. Aber Sie sind ein Kind. Sie schreiben dem einfachen Menschen Gefühle zu, die er gar nicht besitzt. Die können gar nicht unser ästhetisches Empfinden haben.“

Ich schweige. Da ändert sie plötzlich das Thema und sagt:

„Uebrigens wollte ich Ihnen erzählen, ich war gestern zum „Großmal des unbekanntem Soldaten.“ Sehr gut, finden Sie nicht auch?“

„Ja“, sage ich gedehnt.
„Nicht wahr!“ wiederholt sie lebhaft, froh, daß es ihr endlich gelungen ist, irgend-eine Neuherung von mir herauszubringen. „Aber eins gefiel mir nicht. Er küßt ihr die Füße. Das geschieht doch nicht mehr in unserer Zeit. Das ist doch wohl nur „Theater.“

Ich antwortete, daß ich das nicht übertrieben finde, wenn ein Mann einer Frau, die er liebt, die Füße küßt.

„Mit welcher Ueberspannung Sie das sagen“, versucht sie ironisch zu werden, und in ihr scheint der Wunsch aufzusteigen, mir zu beweisen, daß auch sie geistig und leidenschaftlich, gehiebt wird. Sie rückt näher an mich heran und beginnt im flüsternden intimen Sachen zu erzählen. Sie verspricht, daß sie erst vor einem Augenblick ein besonders feines

Empfinden für sich in Anspruch genommen hat. Ihr Gesicht rötet sich. Ihr umfangreicher Körper, der in ein so enges modernes Kleid eingezwängt ist, strömt einen Geruch von überstarkem Parfüm aus und von noch einem undefinierbarem Etwas, das in mir einen leisen Anflug von Ekel erregt. Ich stehe auf und sage, daß ich gehen muß.

„Ach, aber ich muß Ihnen noch etwas zeigen, bevor Sie gehen. Meinen neuen Pelz“, und sie fügt lächelnd hinzu: „Den habe ich mir in so einem Moment von meinem Mann ausbedungen“. Sie klingelt und das Mädchen bringt einen prächtigen Pelzmantel herein. Da ich wahrscheinlich nicht so überrascht aussehe, wie sie es erwartet hatte, fragt sie mich:

„Wissen Sie, was so etwas kostet?“

„Nein, ich weiß es nicht.“

„An die 4000 Mark.“

„So so“, sage ich. „Und haben Sie auch das Modell gleich mit ausbedungen?“

Ich glaube zu weit gegangen zu sein, aber sie antwortete ahnungslos:

„Ach nein, das habe ich erst nachher mit dem Kürschner besprochen.“

Bis jetzt hat sie mich gelangweilt, jetzt fängt sie an, mich zu interessieren. Ich empfinde das, was wahrscheinlich ein Naturforscher empfindet, der zum erstenmal in der Nähe ein Insekt betrachtet, von dem er bis dahin nur aus den Büchern wußte. Sie kommt mir wie auf eine Madel aufgespießt vor und ich möchte sie gern von allen Seiten sehen.

„Und Sie haben Ihren Mann lieb?“ frage ich.

„Aber ich bitte Sie, das wäre doch ein Verbrechen, ihn nicht zu lieben!“

„Und er ist Ihnen treu?“

„Treu? Ein Mann darf sich doch schon was erlauben. Uebrigens, was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Nur zu keiner Frage, die darf er es kommen lassen.“

„Und wie, wenn er eine andere Liebeswinnt?“ frage ich.

„Eine andere Liebeswinnt?“ wiederholt sie und lacht. „Glauben Sie, man gewinnt diese Frauen lieb, die man für einen Provanjarmarschen haben kann?“

„Nein“, sage ich. „Lieben mit man nur Frauen, die sich dabei Pelze zu 4000 Mark ausbedungen.“

Sie umgibt die Stirn und schaut mich einen Augenblick an, als ob sie sich fragt, soll sie dies ernst nehmen oder es als geistreichen Scherz betrachten. Sie entschließt sich für das letztere.

„Sie ziehen schon wieder Vergleiche“, sagt sie lachend. „Sie sind unverbesserlich“, und sie will ein neues Gespräch einleiten. Ich schiebe dringende Arbeit vor und verabschiede mich.

Ich habe mich verspätet, ich wollte eigentlich vormittag ins Konzert, vielleicht komme ich noch zum zweiten Teil.

Ich komme gerade zur Pause, der große Saal ist vollgestopft. Ich suche einen Platz. Jemand berührt meine Schulter. Es ist der Hans. „Ich bin mit der Elly“, sagt er. „Wie haben für dich einen Platz freigehalten. Komm mit rüber. Raum kommtst du so spät?“

Ich begrüße die Elly und setze mich auf den freien Platz neben ihr. Hans entschuldigt sich und geht fort, eine Zigarette zu rauchen.

„Wie schade, daß du so spät gekommen bist“, sagt Elly. „Es war herrlich.“

Elly ist achtzehn. Sie arbeitet in einer Stanzfabrik, wo sie 22 Mark die Woche verdient. Der Arzt hat ihr eigentlich die Arbeit verboten, da sie nicht sehr kräftig ist, aber sie findet keine andere. Sie hat ein zartes, dunkelgebräuntes, etwas fremdländisch aussehendes Gesicht, auf welchem die großen, hellen, insichblickenden Augen ergreifend wirken. Auch die Gestalt ist zart und anmutig. Nur die Hände sind groß und rot, als ich sie jetzt in Schoße ihres Sonntagkleides liegen sehe, kommt mir der Anfang eines längst vergessenen russischen Gedichtes in den Sinn:

„Rote Hände, Arbeiterhände.“

Groß ist die Mühs, die ihr teurt!“

Jetzt bangt sich Elly zu mir und sagt:

„Die kann ich's wohl sagen, Vera. Wir sind uns gestern einig geworden, der Hans und ich.“

Ihr schlangenförmiger Kopf ist gebeugt und eine Eräne ihres dunklen, dichten Haars hängt ihr ins Gesicht. Ich sehe nicht die Augen, ich sehe nur ihre Lippen und die zittern ein wenig. Ich schaue sie an und

denke: Was mag sie sich wohl „ausbedungen“ haben. . . .

„Wir sind gestern von der Arbeit durch den Wald nach Hause gegangen“, jagt Elly weiter. „Ich war so schrecklich müde und da hat er vorgeschlagen, mich ein wenig zu tragen. Und da jagte er . . . und da war ich . . .“, sie stockt.

„Ich nehme ihre Hand in die meine und sage beruhigend: „Ja, ja, Elly“ . . .

Sie hebt den Kopf und sieht mir voll ins Gesicht. Ihre Augen sind jetzt unheimlich groß und in ihnen sehe ich eine lange Frage.

„Du, Vera“, jagt sie ganz leise, „ich muß dich was fragen. Glaubst du, daß man auch von einem Mase ein Kind kriegen kann?“

Es tut mir weh, diese Anosiz in ihren Kinderaugen zu sehen. Ich weiß nicht, was ich ihr sage, aber während ich spreche, sehe ich diese Anosiz aus ihren Augen allmählich verschwinden und plötzlich geht es wie ein Leuchten über ihr Gesicht und sie sagt:

„Weißt du, ich habe mir schon immer ein Kind gewünscht, aber so häßlich und schwarz, wie ich, darf es nicht sein. Mein ich möchte so ein kleines, hellblondes Mädchen, mit großen blauen Augen“. In diesem Augenblick kommt Hans zurück. Die Pause ist zu Ende. Der Dirigent erscheint auf dem Podium und die „Unvollendete“ von Schubert lebt ein . . .

Die Symphonie ist zu Ende. Brausender Beifall. Wir gehen dem Ausgange zu. Ich verabschiede mich von Elly und sage ihr herzlich: „Leb wohl, es wird alles gut werden“. . . Hans steht etwas abseits und lächelt uns „schwaches Lächeln“ mit bewußter männlicher Ueberlegenheit an. Ich verabschiede mich auch von ihm.

Draußen regnet's. Ich stelle mich unter ein Dach, um auf die Straßenecke zu warten. Es steht dort schon eine Frau. Ihr Gesicht ist abgehärtet und dennoch heimatlich. Ihre Kleider abgetragen und doch auffallend. In der Hand hält sie eine große Handtriche. Etwas Undefinierbares hat mir, daß ich eine „Dirne“ vor mir habe. Sie schaut mich feindselig an. Ich gehöre ja zu den „anständigen Frauen“, die das Recht haben, sie zu verachten. Ich möchte sie ansprechen, weiß aber nicht, wie es anbräuge. Ich möchte ihr sagen, wie weh es mir tut, daß sie, ein „Ebenbild Gottes“, und auch mein Ebenbild in den Schmutz getreten wird. Ich möchte ihr sagen, daß es mir ist, als ob ich in diesen Schmutz mitgetreten wäre und zu gleicher Zeit ist es mir, als ob auch ich Schuld daran trüge, daß dies geschieht.

Ich schaue in ihr verbrauchtes Gesicht und sehe vor mir die Reihe der Männer, denen sie als Tröge dient: Gesunde und Kranke, Rührer und Betrügler, junge und alte, Rücksichtslose, Gleichgültige, Grausame, Pervertierte . . . Und ich möchte sie fragen: „Weißt du denn, was mit dir geschieht? Was bedingst du dir dafür an, daß du täglich und täglich gekreuzigt wirst? Dreifach gekreuzigt, als Mensch, Mutter und Weib!“ Aber meine Lippen bleiben geschlossen. Die Straßenbahn kommt, und ich gehe.

In dieser Nacht, sobald ich die Augen schlicke, höre ich in der Ferne die Töne der Schubertischen Symphonie und zu gleicher Zeit sagt dicht an meinem Ohr eine Stimme: „Sehen Sie, diesen Pelz habe ich mir in

so einem Moment ausbedungen“. Ach, das ist ja die Frau K., denke ich im Schlofe. Tatsächlich steht sie vor mir und hält den Pelz in den Händen. Er ist aber von einer unnatürlichen Größe und wächst, wird immer größer. Jetzt bedeckt er den Boden des Raumes. Da verwandelt sich der Raum in eine breite Straße, und auch diese bedeckt der wachsende Pelz. Und immer höre ich die Stimme, die jetzt wie ein Summen ist: „Sehen Sie, das habe ich mir ausbedungen!“ Plötzlich fängt der Pelz an, sich wellenartig zu bewegen und auf einmal reißt er an mehreren Stellen und aus diesen Strecken sich geballte Fäuste hervor: Ich höre Stimmen, die schreien: „Wir ersticken wir ersticken!“ Dann erscheinen in den Rissen auch Gesichter: finstere, drohende Gesichter. Da ist auch Elly. Sie hält in der Hand ein kleines Kind, ein kleines, blondes Mädchen. Zu gleicher Zeit sehe ich an einer anderen Stelle die „Dirne“ von heute nachmittag. Sie ist an ein Kreuz genagelt. Aus ihren untermalten Augen schießt Blut. Und Men-

schen, satte und hungrige, gehen vorbei, haben lässig einen Stein und schmeißen ihn auf sie . . .

Auf einmal entsteht ein schreckliches Getöse . . .

Ein wildes Durcheinander . . . Jemand wo wird noch die Symphonie gespielt, aber dazwischen höre ich die wilden Stimmen, die rufen: Wir ersticken, wir ersticken . . . Immer wilder wird das Schreien: Frauen, Männer und Kinder rennen durcheinander . . . Plötzlich bricht alles in sich zusammen und eine wundervolle Stille tritt ein. Was ist das, was ich jetzt höre? Es sind Schritte, Schritte und Gesänge. Immer näher kommen die Schritte. Immer deutlicher wird der Gesang. Jetzt sehe ich auch die Gesichter . . . Männer, Frauen und Kinder. Ihre Augen blicken vorwärts, ihre Lippen sind zum Lächeln geöffnet, da sehe ich auch Elly. Neben ihr schreitet Hans. Er trägt auf der Schulter sein Kind, ein kleines, blondes Mädchen. Was sinnen sie? Jetzt höre ich auch die Worte: „Sonderlich naht der Sonntag“.

Gad und Wehren.

Von Wilhelm Busch.

Ein dicker Gad — den Bauer Bolte, der ihn zur Mühle tragen wollte, um auszurühen, mal bindestellst dich an ein reines Wehrenfeld, legt sich in würdevolle Hasten und fängt 'ne Rede an zu halten. Ich, sprach er, bin der dicke Gad. Ihr Wehren seid nur dummes Pöck. Ich bin's der euch auf dieser Welt in Einigkeit zusammenhält. Ich bin's, der hoch von Nöten ist, daß euch das Federdach nicht frißt, ich, dessen hohe Fassungskraft euch schließlich in die Mühle schafft. Verneigt euch tief, denn ich bin Der! Was wäre ihr, wenn ich nicht wär? Sanft räumen die Wehren: Du wärst ein leerer Schlauch, wenn wir nicht wärn.

Legende vom Wea der Menschheit zum Frieden.

Von Max Haged.

Am Anjange kämpfte der Mensch gegen Mensch. Dann kämpfte Sippe gegen Sippe. Dann kämpfte Stamm gegen Stamm. Dann kämpfte Volk gegen Volk. Dann kämpften Völker gegen Völker. Endlich kämpften Kontinente gegen Kontinente. Alle diese Kämpfe hat der „alte Mensch“ gekämpft oder wird der „alte Mensch“ Kämpfer. Der „alte Mensch“ — das ist der Mensch ohne Güte. Wenn der letzte, gewalttätige Kampf, der Kampf der Kontinente, zu Ende gekämpft sein wird, dann wird der erste neue Mensch auf den Plan treten: der Mensch mit Güte. Dieser Mensch wird mit dem nächsten Menschen in Frieden leben. Dann wird Sippe mit Sippe in Frieden leben. Dann wird Stamm mit Stamm in Frieden leben. Dann wird Volk mit Volk in Frieden leben. Dann werden Völker mit Völkern in Frieden leben. Und endlich werden die Kontinente mit den Kontinenten in Frieden leben.

Und dann wird das tausendjährige Reich des Frieders und der Freude angebrochen sein. Und auch wir werden es erleben — aber in anderer Gestalt als in unserer heutigen. Denn wir müssen noch alle neue Menschen werden, Menschen mit Güte.

Das Gänsemädchen.*)

Von Hanns Heinz Ewers.

So war es auf Böhland: die alte Herrin — sie war gar nicht so alt damals, fünf- oder sechsundvierzig vielleicht — dann das Gefinde. Und, irgendwo herauflaufend, das kleine Mädchen Andrea.

Kein Mensch kümmerte sich um sie, am wenigsten die Großmutter. Wie Unkraut wuchs sie auf.

Die Leute nannten sie Fundvogel, das hatte die alte Griet angebracht, die Beschliegerin, die das Leinen unter sich hatte. Fundvogel — weil sie eines Tages da war, wie vom Himmel geschmet. Dann auch weil sie immer verloren ging, immer gesucht wurde — am Dach fand man sie, oben auf der Erle hockend, schlafend in der Schwung, im Futtertrug bei den Kühen. Aber bald suchte sie niemand mehr, nur der Name blieb ihr: Fundvogel.

Einnmal kam sie zur Großmutter, fragte: „Was soll ich tun?“

Die Jungfrau hatte keine Zeit für die Kleine, im Reickleid stand sie da, mit hohem Hut, vor dem die lange Straußfeder wippte. Bitte, der Reicknecht, schlug die Hände ineinander, sie trat hinein, schlang sich aufs Pferd — zur Reiterbeiz ritt sie mit ihren Kaffen.

Und sie rief lachend aus dem Sattel heraus: „Was du tun sollst? Geh — hä! die Gänse!“

Da lief die Kleine zu den Stallungen. „Was willst du, Fundvogel?“ fragte der Stall-schweizer.

„Die Gänse will ich“, begehrte sie, „und du mußt sie mir geben!“ Also schnitt ihr der Schweizer eine lange Weidengerte oben waren ein paar Zweige dran, Hälter auch.

Und sie trieb die Gänse — siebendunddreißig große Vögel und elf Gosseln — über den Schloßhof, durchs Tor und über die Brücke durch den Park hinaus auf die Wiesen.

*) Aus des Dichters neuem Roman „Fundvogel“, der die Umwandlung einer Frau in ihren Mann behandelt. Sieben-Stäbe-Verlags- und Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Ran hütete sie jeden Tag die Gänse. In einem Beutel um den Hals trug sie ihre Butterbrote, die ab sie, wenn die Sonne hoch am Himmel stand. Abends erst kam sie heim, lief in den Stall, trank ihre Milch. Fünf Jahre war sie damals alt, barfüßig lief sie herum. Die Großmutter lachte.

Einmal am späten Sommernachmittag, schlief sie unter den Weiden am Düsselbach, da schwammen ihre Gänse herum. Auf die packte der alte Bauer auf, den sie Philipp nannte — der war ihr guter Freund, mit dem sie ihr Mittagbrot teilte.

Da schrak sie auf, ein heißer Hauch schlug ihr ins Gesicht. Sie öffnete die Augen — ein riesiger Kopf dröhnte über ihr, braun, weiß unten — ein mächtiges Maul voll gelber Zähne warmer Schaum tropfte ihr ins Gesicht. Sie schrie auf, griff mit beiden Händen in die weichen Hüften, krallte sich fest in ihrer Angst. Der Gaul warf den Hals zurück, rief sie mit hoch. Da ließ sie los, sprang weg, barz sich hinter den Weidenstamm. „Philipp!“ heulte sie, „Philipp!“

Mit aufgerichteten Flügeln, während, zischend, piepsend und fauchend stieß der Gänseherd, schlug den starken Schnabel gegen das Bein des Pferdes. Un' im Augenblick waren die Gänse da, aus dem Wasser und die Pöckung hinauf. Eine ganz junge griff noch an, flatterte hoch. Die andern schlagen mit Flügeln, schnatterten, knatterten, rauschten.

Das Pferd schaute, suchte sich hochzuheben, auf der Hinterhand, sprang dann zur Seite. Da sah einer im Sattel, verlor die Bügel, hatte alle Mühe, sich oben zu halten.

Dann aber brach der Sturm, ganz plötzlich, wie er gekommen war.

Der Gänserich war der Kluge, er erkannte das Pferd. O ja, das war doch die alte Lene, mit der er sich gut verung seit manchen Jahren — die Lene, zu der er manchmal in die Streu kam hinein in ihre Box, wenn's ihm zu dumm war bei dem Gänsevolk! Im Augenblick hob er die Flügel ein, hörte auf zu zischen fuhr mit dem Hals über die Stute — lieblosend laßt und loggleich erstarb das Gelärm der aufgeregten Gänse.

„Komm doch herbor hinter deinem Baum!“ rief eine helle Stimme. Das Gänsemädchen wagte sich vor.

Auf der alten Lene sah ein blonder Junge, sechs Jahre älter als sie — ihr aber kam er sehr groß vor.

„Bist du der Fundvogel?“ fragte er.

„Ja.“ Nisterte sie.

„Ich bin der Jan.“ sagte er, „ich bin dein Retter. Ich bin zu den Ferien auf Wolland. Ich soll dich heimholen, hat die Großmutter gesagt.“

„Rein.“ sagte das kleine Mädchen, „ich muß die Gänse hüten. Ich komm, wenn's Abend ist.“

„Es ist doch abend!“ rief der Junge.

„Kletter hinauf zu mir, Porfüßle!“

Sie blickte auf, sah, wie tief schon die Sonne stand. So lange hatte sie geschlafen —

Sie reichte dem Jungen ihre Gerte hinauf, machte sich an die Arbeit — das war nicht leicht. Sie kletterte hoch am Vorderbein, hielt sich an der Mähne — gutmütig wandte die Stute den Kopf, schaute ihr zu. Ein paar mal rutschte sie herunter, aber sie gab nicht nach, versuchte es stets von neuem. Dann hing sie mit der Rechten am Bügelriemen, mit der Linken in der Mähne — der Junge bog sich herab, zog und rief sie hinauf. Schließlich gelang es, ritte links sah sie vor ihm im Sattel, verschmüht und sehr außer Atem. Froh war sie, daß sie glücklich oben war — froh war auch

der Bub — und die alte Lene nicht minder. Kein anderer Gaul hätte sich solche Kletterpartie gefallen lassen.

Sie waren im Stall, der Junge griff in die Tasche, holte Zucker heraus. Das Mädchen nahm die Süße — nein, sie hatte keine Angst vor dem großen Tiere — hob ihre kleine Hand tief ins Maul hinein. Die Lene schüttelte mißbilligend den Kopf — so kann man doch nicht den Zucker nehmen!

Jan zeigte dem Fundvogel, wie man's macht — hübsch auf die flache Hand legt man den Zucker.

„Seig' deine Finger.“ forderte Jan. „Seh doch — wie schmutzig sie sind! Den Hals könntest du dir auch einmal waschen. Wer sorgt denn für dich?“

„Das Katerlischen.“ sagte Fundvogel. Der Junge hob seine Stimme und schrie über den Hof: „Katerlischen! Katerlischen!“

Im Eilschritt kam die große, flachhaarige Magd daher, aber dem Knaben schien's nicht schnell genug. „So lauf doch.“ rief er ihr zu. „Lauf, du faules Katerlischen! Geh die Räder, wenn ich ruhe!“

Da feute die Magd heran; der Bub deutete auf das Mädel. „Nimm sie mit dir, Katerlischen.“ befahl er. „Bring' sie in Ordnung, zieh' ihr ein reines Kleid an. Sie soll hem' aberd mit uns am Tisch essen, hat die Großmutter erlegt. Und 'don dir ihren Hals an — der ist seit drei Wochen nicht gewaschen. Daß du mir besser achtgibst auf das Kind Hände und Füße — alles! Hörst du, Katerlischen?“

„Ja, junger Herr.“ antwortete die Magd. Jan ging; ohne sich umzuwenden schritt er dem Schlosse zu. Die beiden starrten ihm nach mit offenen Mündern und weit aufgerissenen Augen.

„Komm Fundvogel.“ sagte das Katerlischen und nahm die Hand der Kleinen.

Sie saßen zum Nachtmahl in dem großen Saal, die drei allein an dem langen Tisch. Sehr rein war das Mädel gewaschen, das hatte man'se Trübe gekostet und heißen Kompf mit dem Katerlischen. Die Haare waren eng über den Scheitel gestrichen, hinten waren zwei kleine, rotagebänderte Zöpfchen, die so fest gedreht waren, daß sie ansahen wie abstehende Schweinshweiferln. Sie trug ein hellgrünes Kleidchen, frisch gestärkt und gebügelt, das kratzte sie am Hals. Weiße Strümpfe dazu und schwarze Schuhe, die tüchtig drückten.

Die Großmutter lachte. Auf dem hohen Stuhl lag die Kleine, kaum mit der Nase guckte sie über den Tisch. Der kleine Knabe schob die Teller, der aufwartete mit weißen Baumwollhandtüchern auf den mächtigen Hosen, hob ihr mittelbig ein paar Krissen unter. Er wollte ihr das Fleisch zerschneiden, aber die Großmutter sagte: „Laß sie, Knabe, sie soll allein fertig werden.“

Fertig wurde sie mit allem, was er ihr auf den Teller gab. Aber wohl war ihr nicht dabei. Nichts schmeckte ihr an diesem Abend, nicht einmal ihre Milch. Im Kuhstall war's besser.

Der Brief des Toten.

Von Arrel Dean.

Der graue Mantel der Nacht, den der September so milde über die Schuttern von Thiepval gebreitet hatte, wurde durch die plötzlichen Lichtblitze der zahllosen Geschütze und das langsame Herabfallen zerissen und durchbohrt. Die gräßliche Musik der Artillerie mit ihrem böswärtigen Ueberton kreischender Granaten machten die Luft entseßlich. Die ganze Erde erbehte und vom herbstlichen Himmel blühten die Sterne klar und unerschütterlich auf das Verbrechen, das Entsetzen, den Wahnsinn und die Gräßlichkeit des Krieges herunter.

Leutnant Fojames starrte in den Eingang eines Unerstandes. Er besand sich auf verlorenem Posten. Mit einer Batterie von 40 Mann hatte er sich daran gemacht, nur dem Schutze der Nacht einen Lauf, der im Sumpfe des Geländes von Thiepval steckte, anzugroben. Sie hatten den Weg verloren, sie hatten sich aus dem Bohrring von Schützengraben auf der granatbelegten Seite des großen Totenhügels herausgelämpft, sie hatten sich gekauert, sie waren gekrochen und kämpften immer noch gegen das metallene Ungeheuer auf dem Hügel oben bis — hiiiiii — krrr! — bis eine Granate neben ihnen einschlug. Zehn oder zwölf Mann waren dadurch geschichtsunfähig geworden. Der Rest war in die notdürftige Sicherheit der Laufgräben geflüchtet, die sie vor einigen Minuten, nur ein paar Yards hinter ihnen, verlassen hatten. Fojames war betäubt, aber sonst unverletzt, und als er wieder zum Bewußtsein kam, begann er die Pfehenden zu suchen. In einem verlassenen, halbzerfallenen Graben stand er jetzt, nach rückwärts blickend, verwundert, was ihn in der Tiefe des Unerstandes erwarten mochte.

sondern aus isoliertem Beise. Er stieg herunter und etwa 15 Schritte unter der Erdoberfläche besand er sich in einem ziemlich großen Granatunerstande. Ein Tisch stand in der Mitte des Raumes. Auf diesem lag eine Gestalt die mit einer kaffisfarbigem Moutur bekleidet war. Fojames näherte sich dem Tische und sah, daß es der Leichnam eines Füllierkapitäns war. Er hatte einen Kopfschuß erlitten, wahrscheinlich während des Gefechtes am vorherigen Tage und mußte in den Granatunerstand gezogen worden sein während sich die Wogen des Angriffes auf dem Todesgelände weiter ausbreiteten.

Sein Waffentrock war noch zugeknöpft. Fojames öffnete ihn und fand in des Toten Hand eine Zolche, die eine Gelbbörte barg. Er öffnete sie. Vielleicht besand sich etwas darinnen, was er den Angehörigen des armen Leiwels senden konnte. Ja, hier steckte auch ein Brief und hier, zusammengepackt, in der Kartentische eine Photographie — o Gott, was war denn das?

Fojames blickte mit höchster Verwunderung auf das Bild seiner Frau.

Wer war denn dieser tote Mann? Er schaute auf die Briefadresse. Sie stammte von der Hand seiner Frau und war an Kapitän Morion Foides adressiert. Er nahm den Brief heraus und überlas ihn.

„Mein süßer Junge“ begann er und enthielt lauter Dinge, die ein verliebtes Weib ihrem Liebhaber sagen kann, der sie erst vor kurzem verlassen hatte um eine Reise in den Todesrachen anzutreten. Und der Brief war unterzeichnet: „Für immer Deine Dich liebende Christine.“

Fojames war ein junger Mann aus einer jugendlichen besseren mittleren Gesellschaftsschicht. Er war das einzige Kind anständiger Eltern, die in der ruhigen Atmosphäre der Viktorianischen Zeit aufgewachsen waren. Als Europa im Jahre 1914 in ein Flammenmeer ausbrach, war er immer noch ein ruhiger, ge-

Das Licht jener elektrischen Taschenlampe zeigte ihm klar, daß er sich in einem deutschen Unerstande befand. Die Gruben, die hinterführten, waren nicht bloß aus Erde gemacht,

vordem denkender, aber puritanisch zu neigender junger Mann. Nur das Leben in der Offiziersausbildungsschule, die in der Nähe von London stationiert war, brachte eine kleine Aenderung in seine Lebensführung, denn er traf hier die bildhübsche Schwester eines seiner Kameraden, verlobte sich kopfüber in sie, und binnen kurzer Zeit war Christine Frau Hofjames. Man weiß ja, wie die Leute während der Kriegszeit gewohnt waren, in die Ehe zu gehen und wie sie es dann in ruhigen Tagen bewahrten.

Und dann ging er nach Frankreich ab, ohne viel über sein reizendes, leichtfertiges Weibchen zu wissen, das er verpörrerte, noch immer im Banne ihres Herzens — wenn sie eines besah.

Nun stand er vor dem toten Körper, indem er mit seiner Hand eine Photographie und einen Brief umklammert hielt und versuchte, einen Gedanken zu fassen. Natürlich wußte er, daß so eine Sache wie eheliche Untreue existierte, aber der Gedanke, daß dies sein eigenes Leben betreffen könnte, war ihm noch nie gekommen. Er war betäubt, mehr betäubt als durch die Granatexplosion, die ihn zu diesem Meilenstein seines Schicksals geführt hatte.

„Wie komme ich hier am besten heraus, wie finde ich einen Ausweg?“ sprach er zu sich selber.

Und in seiner gemüthlichen kleinen Wohnung in Kensington zeigte seine Christine bereits ihrem dritten Hochzeiter seit Kriegsausbruch einen Ausweg, diesmal einem Himmelsstürmer, einem unbestimmteren, lebenswichtigen Jungen, der weder Morton Howes noch Robert Hofjames kannte.

„Hier Dreißig-Erd-Emma“ (Ed-Emma, ein englisches Spiel), sagte Christine. „Wirklich, wußt du schon gehen, James? Da hast du noch einen Whisky mit Soda.“ Wie entzückend sah sie in ihrem feinen, netzartigen Gesellschafts-Kleid aus! Der hübsche junge Luftschiffer schloß sie in seine Arme. „O, ich will nichts trinken“, sagte er, „ich will nur dich allein.“

Hier-Dreißig-Erd-Emma.
Die Dämmerung des Morgens trod gedankenvoll über das granatzerlöschene Schlachtfeld am der Sonne.

Ein deutscher Schanzschütze, der von seinem geschickt konstruierten Unterstande herauslickte, gewahrte einen jungen englischen Offizier, der mit dem Revolver in der Hand querfeldein über das ausgeschordene Land stürmte. Was will denn dieser Narr? Dem plagte sich nicht lange damit, diese Frage zu beantworten. Er nahm sorgfältig Ziel und feuerte.

Und Hofjames hatte seinen Ausweg gefunden.

Von Schneeden.

Von Kasul France.

In den wenigen Tieren, die unter unferren Himmeln einen Sommerurlaub halten, gehört eine Schneedenart, die so merkwürdige Gewohnheiten besitzt, daß sie auch beim Nichtschwimmens absonderlich und beachtenswert erscheinen muß. Diese Dandebardien, wie die Ferkelung sie benannt hat, zeichnen sich vor allen ihren Gattungsgenossen zunächst schon durch eine völlig verschorene und nur ihnen eigenartige Gestalt aus. Sie tragen weder ein rund abgewinkeltes noch ein höckerförmig überausiges Gebilde, noch sind sie ganz nackt, wie die Feg- oder Acker-schneeden, sondern auf dem ein bis einwärts hantelbaren langen, schlanken und geschmeidigen Körper sitzt das Hund als ein die Hinterleibspitze krönendes Häubchen. Dieses Häubchen besteht nur aus einer Verbindung und sieht einer schlangelichen Röhre zum Verwechseln ähnlich.

Namentlich ist von einem Zurückziehen in diesen natürlichen Schneedenstuh gar keine Rede. Eine dicke, schwarzblaue Haut schützt den Rücken als sogenannten Mantel nur höchst mangelhaft vor Angriffen und Verwundungen ist wohl mit die Ursache, weshalb das Tier sich sommerüber bis zu einem halben Meter unter die Erdoberfläche zu vertrieben gezwungen ist.

Denn die Dandebardie ist ein Nachkömmling der Eiszeit und all das Merkwürdige und Fremdartige in ihrem Wesen und ihrer Erscheinung sind altertümliche Anpassungen an eine Zeit, die längst nicht mehr die unsere ist. So wie man annimmt, daß diese Erdpöde auch den Menschen vom harnlosen Früchverzehr zum Fleischesser gemacht hat, schloß sie auch jenes Geschöpf zum Kannibalen an seiner eigenen und nächstverwandten Art um. Denn die kleine Dandebardie ist die einzige Schneede, die sich nicht friedlich von Pflanzen und Pflanzenmoder nährt, sondern die als richtiges Raubtier überfällt, tötet und auffrisst. Sie besitzt so scharfe Zähne, daß sie ohne weiteres die geriebenen kleinen Glasschnecken (Virrinen), von denen sie das Winterhalbjahr lebt, durch ein an einer beliebigen Stelle in die Schale genagtes Loch erfährt und vertilgt. Das gleiche gilt von anderen Dandebardien, bei denen sie freilich kein Häubchen zu durchbeissen braucht, die sie aber vorsichtshalber stets zuerst durch Bisse in den Kopf tötet. Es ist ganz ausgeschlossen, selbst bei richtigster Nahrung, die Tiere gemeinsam gefangen zu halten, was bei ihrer Schabhaftigkeit und bei ihren Stinken, gar nicht schmeckhaft langsame Bewegungen interessant genug wäre, denn sie fressen sich unbedingt in kürzester Zeit bis zum letzten übrigbleibenden Saft auf. Sie sind wie alle Schneeden zweigeschlechtlich und es wird berichtet, daß sie während ihrer ebenfalls in den Winter fallenden Begattungszeit ganz besonders unvertäglich und feindselig sein sollen.

Trotzdem aber besitzen sie den jetzigen Reiz eines aus ihrer fernem Vergangenheit stammenden und in allem an sie erinnernden Geschöpfes, das in derselben Gestalt wie heute wohl auf den trostlosen Rossstapfen umhertröck, sich keine Beute erjagte und mit unabgegriffener Fähigkeit gegen alle Fährlichkeiten eines mehr als hochnordlichen Winters sein Dasein erkämpfte.

Merke!

Eine Grube, die 140 Jahre brennt. Den Rekord der Dauerbrände hält zweifellos die in Alaska gelegene Stadt Norman, wo in einer Kohlengrube ein Holz seit 140 Jahren brennt. Norman liegt am Ufer des von Alexander Mackenzie entdeckten und seinen Namen tragenden Flusses. Als Mackenzie im Jahre 1788 zum ersten Male die Gegend besuchte, stellte er bereits fest, daß dort ein großes Kohlenlager brennte. Da Norman weder Feuerwehr noch Löschgeräte besitzt, so war der Ausbreitung des Feuers keine Grenze gesetzt. Im Verlauf des Brandes strömte das Wasser in die Grube und verursachte Einstürze, die das ganze Gebiet in Dämmerung legten. Wo ehemals Wälder standen, sieht man heute nur große Seen, aus denen tote Stämme herausragen. Nach der Angabe der Eingeborenen entstand der Brand lange vor der Ankunft des weißen Mannes durch die Unachtsamkeit eines Eingeborenen, der in der Grube ein Feuer angezündet hatte, um sich zu wärmen.

Unbekannte Erfindungen Franklins. In einer Franklins gewidmeten Studie, die in einer englisch-amerikanischen Zeitschrift veröffentlichte wird, sind bemerkenswerte Einzelheiten über einige keine Erfindungen Franklins zu lesen,

die über der großen des Vitableners in Vergessenheit geraten sind. Danach ist der große amerikanische Staatsmann und Schriftsteller auch der Schöpfer eines Instruments, das dem Zweck diene, ohne Zubehörsnahme einer Leinwand Bilder von einem hohen Nagel herabzubilden. Außer der Verbesserung der Augenklappe hatte Franklin ferner einen Kamin erfunden, der das unkluge Ausströmen der Hitze vermindert. Auch beschloß ihn schon der Gedanke der Verbesserung zum Zwecke der Lichterparung. Er konnte dabei errechnen, daß durch diese Verbesserung die Stadt Paris allein jährlich Kosten im Werte von 96 Millionen Franken ersparen könnte.

Armenischen in Nordafrika. Der amerikanische Anthropologe Paul Huxitt hat das erste vollständige Skelet eines vorgeschichtlichen Menschen, das jemals in Nordafrika gefunden worden ist, nach den Vereinigten Staaten gebracht. Dieser für die Urgeschichte des Menschen so wichtige Fund wurde bei einer von der Universität Chicago ausgerüsteten Expedition. Bisher war man der Ansicht, daß die Menschen des älteren Steingewalters einem einzigen Typus angehörten, der sogenannte Cro-Magnon-Rasse. Dieses Skelet aber, das in Erdäpfeln von einem Alter von etwa 30.000 Jahren gefunden wurde, zeigt einen anderen Typus, so daß man annehmen muß, daß es unter den Menschen der Steinzeit bereits verschiedene Rassen gab.

Betteres.

In einem politischen Streit können John und Bob die Fähigkeiten und den Arbeitswert ihrer Abgeordneten. „Der Abgeordnete meiner Partei“, schrieb John, „hat in drei Monaten 200 Fragen im Parlament gestellt.“ — „Da muß er ja fürchtbar dumm sein!“ erwiderte Bob.

Der Kavaliere. „Sie können von Glück sagen, alter Mann, daß Sie es zufällig mit einem vollen Kavaliere zu tun haben, sonst kriegen Sie jetzt was von mir vom Sag geballert, daß Sie 14 Tage mit Ihrer verehrten Frau Gemachten blinde Stroh spielen könnten!“

Heiratsinserat. „Du suchst in der Zeitung nach einer Frau? Hast du Antworten bekommen?“ „Dundere.“ „Was steht darin?“ „In allen steht: Nehmen Sie meine!“

Freundinnen. „Denke dir, Evelyn, heute mittag wurden meine schönen Zähne bewundert.“ „Hast du sie denn herumgereicht?“

Veinlicher Dank. Nach einem mehr als beschwerlichen Mahl trauer der Wirt seinem Gast Zigaretten an. „Rein, danke,“ leucht dieser kühl ab. „Ich rauche nur sehr selten und auch nur dann, wenn ich gut gegessen habe.“

Gepiel der Gerstentheit. Die Frau Professor: „Was auf die Haut durchschläßt kommst du noch Parke — wo hast du denn den Schütz gelassen?“ — Der Herr Professor: „Ich habe ihn verloren und es erst gemerkt, als ich ihn gemacht wollte, weil der Regen aufhörte!“

Das Raubertwort. Zürich (gebildet): „Ich habe neuerlich inordentliches gehört, was meiner Frau mißfallen hat, und nun bestraft sie mich dadurch, daß sie schon seit zwei Tagen nicht mit mir spricht.“ Wäcker (interessiert): „Könntest du dich nicht erheimen, was es war, das du sprachst?“

Schlechte Gesellschaft. John, sprach die Mutter streng zum Sohne, „ich will kein so hübsches Wort mehr aus deinem Munde hören.“ — „Aber, Mutter,“ erwiderte der Junge, „ich gibere doch Hof, was Schalkswoore gesagt hat.“ — „In diesem Falle,“ lautete die Antwort, „bestehst du dich, mit ihm umzugehen. Er ist kein passender Gesellschaft für dich.“